

Gräfin Marcella [Fortsetzung]

Autor(en): **Morax, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gräfin Marcella.

Nachdruck verboten.

Novelle von René Moray, übersetzt von Minna Hoffmann, Morges.

(Fortsetzung).

Marcella fand unter den freiwilligen Dilettanten im Städtchen die gleichen Aivalitäten, dieselben Eiferfüchteleien wie ehemals am Theater. Aber die unter liebenswürdigem Lächeln versteckten Empfindeleien konnten hier nicht wie dort mit der Größe des Talents entschuldigt werden. Marcella litt besonders unter dem Reid, den ihre unleugbare Ueberlegenheit hervorrief. Jeder überschüttete sie mit Lobeserhebungen, die ein unterdrücktes Lächeln oder ein leises Murmeln höchst zweifelhaft machten. Sie bedurfte in der That ihres ganzen Mutes, um vor das sehr zahlreiche Publikum zu treten, das am Konzertabend den großen Saal des Residenzschlosses füllte. Sie hatte das deutliche Bewußtsein, daß die ausgewählte Versammlung hauptsächlich erschienen war, um sie zu hören und zu kritisieren; denn die Augen aller waren mit merklicher Neugier auf sie gerichtet. Eine eisse Kälte überhüllte sie, und sie flüsterte dem sie begleitenden Grafen zu: „Es ist mir unmöglich, heute abend zu singen!“

Er beruhigte sie, so gut er es vermochte, mit Mühe seine eigene Unruhe verbergend. Als die Reihe zu singen an Marcella kam, herrschte tiefe Stille im ganzen Saal; aber in diesem Schweigen war nicht jene erwartungsvolle sympathische Erregung fühlbar, die den Künstler ermutigt. Marcellas Schönheit rief nicht die bewundernde Anerkennung hervor wie sonst. Unwillkürlich mußte die Gräfin v. Meran an die Huldigungen denken, die Marcella Schulze hinzunehmen gewöhnt war. Ihr Herz zog sich zusammen, sie fühlte sich gleichsam entwaffnet in ihrer peinlichen, erstickenden Aufregung, als sie die Tribüne betrat, und nur ein Blick ihres Gatten, der dem ihrigen begegnete, brachte wieder einige Ruhe in ihr klopfendes Herz.

Sie hatte eine der großartigen, ergreifenden Arien von Händel gewählt, die ihr früher am badischen Hof einen der glänzendsten Triumphe bereitet hatte. Heute kam es ihr vor, als verhauche ihre Stimme in der Leere. Das nervöse Wangen, das sonst nach den ersten Tönen verschwand, lähmte ihre Stimme bis zum Ende. Sie sang wie eine Schülerin beim Examen, mit kalter Korrektheit, und der letzte Akkord klang ihr wie ein Befreiungsruß. Als sie schwieg, sahen die Zuhörer erstaunt einander an, und höflicher Beifall wurde laut. Die Damen neigten sich, hinter ihren Fächern einander zuflüsternd. Marcella lächelte wehmütig, als ihre Augen dem verzweifelten Blick des Grafen begegneten. Sie kehrte auf ihren Platz zurück, um die Folter der vom Anstand gebotenen Komplimente über sich ergehen zu lassen.

In der zweiten Hälfte des Konzertes sollte Marcella die zwei unsterblichen Dichtungen vortragen, die Goethe auf Mignons Lippen gelegt hat: „Nur wer die Sehnsucht kennt . . .“ und „Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen . . .“ Seelenvolle Worte, in denen das ganze menschliche Sehnen ausgesprochen ist, das nur der Genius eines Schumann in Musik umzusetzen vermochte. Manfred hatte seine junge Gattin mit diesen wehmütigen, tiefergreifenden Liedern bekannt gemacht. Sie wollte sie durchaus vor dem Fürsten singen. Welch tragische Bedeutung erhielten nicht später für die jetzt Anwesenden die bitteren Worte: „Nur, wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“

Als Marcella sich wiederum zum Singen erhob, vergaß sie der Zuhörer, um nur an Goethes Heldin, an ihre eigene Verbannung zu denken. Sie hörte nicht einmal den aufrichtigen Beifallssturm beim Schluß der ersten Dichtung. Sie stieß den Schrei der Verzweiflung: „Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen!“ mit solch herzergeifender Gewalt hervor, daß ein Schauer der Verwunderung den ganzen Saal durchlief, und als ihre himmlisch reine, wie von Tränen gebrochene Stimme leise in den Worten verklang: „Allein ein Schwur drückt mir

die Lippen zu, und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen . . .“, schwebte Todesstille über der Versammlung. Alle Anwesenden erlabten wie von gleichem Bangen ergriffen. Als die Beifallsrufe ertönten, schien jeder froh, daß der Bann gebrochen war. Der Fürst trat auf die Estrade und drückte Marcella und Manfred die Hände, ohne ein Wort sprechen zu können. Die Sängerin zitterte und hielt die Augen gesenkt. Sie winkte dem Grafen, der, eine Ohnmacht fürchtend, sie sogleich hinausleitete.

Als Marcella verschwunden war, lösten sich die Zungen in einem gemeinsamen Konzert von Lob und Tadel. Niemand wollte die Wirkung eingestehen, die der wunderbare Klang dieser Stimme hervorgerufen hatte. Man sollte ihr allgemeinen Beifall, aber nicht ohne Marcella einer geschmackloßen Ueberreibung zu beschuldigen. Indessen fühlte man den übrigen Abend ein gewisses rätselhaftes Unbehagen auf der ganzen Gesellschaft ruhen.

Manfred bemühte sich beim Nachhausefahren Marcellas fieberhafte Erregung zu beschwichtigen.

„Ich kann nicht mehr singen,“ war ihre einzige Antwort. Er versicherte ihr, daß sie sich im Gegenteil übertroffen habe und die so wundervolle Auslegung von Schumanns Liedern die erklärliche anfängliche Bewegung völlig verwirkt habe.

„Glaube mir, du hast herrlich gesungen, Marcella!“ schloß er.

Aber sie blieb dabei und flüsterte immer wieder:

„Ich kann nicht mehr singen! Was müssen sie von mir denken!“

Und ihr Gesicht an des Grafen Schulter bergend, brach sie in verzweifeltes Schluchzen aus. Einige Tage später kehrten sie nach Marienhöh zurück.

Der Winter war dieses Jahr außergewöhnlich streng. Ein Teil des Schlosses blieb der Kälte wegen verschlossen, so auch der Musiksaal. Marcella verspürte überdies nicht den geringsten Wunsch zu singen. Eine unaussprechliche Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, eine so tiefe Erschlaffung, daß selbst die Lebensquelle zu versiegen drohte. Auf die besorgten Fragen ihres Mannes, der sich immer mehr über ihr bleiches Aussehen und ihre Mattigkeit ängstigte, antwortete sie einfach, sie spüre durchaus keine Schmerzen und sei nicht krank. Aber das Herz war ihr öde und leer, entschwunden waren alle goldenen Träume. Bismweilen schloß sie sich, eine Migräne vorschüßend, in ihr Zimmer ein, wo sie in trüben Stunden den Tod herbeiwünschte. Sie beschaute sich in theatralischen Stellungen im Spiegel und errötete darüber wie über einem strafbaren Gedanken. Gewöhnlich verschuchte sie, gebrochen und todmüde, diese gefährlichen Träumereien, einem heißen Bedürfnis nach Bewegung und Tätigkeit nachgebend. Die Last ihres müßigen Daseins lag wie eine bleierne Decke schwer auf ihr.

Der Frühling streute endlich frische Blumen auf die Beete des Parks. Marcellas Zustand schien sich zu verschlimmern. Sie klagte über Schwindel und plötzliche Atemnot, und der Anblick der verjüngten, in neuer Kraft erstehenden Natur stimmte sie nur noch trauriger. Auf dem Ruhebett hingestreckt, konnte sie stundenlang, von den milden Strahlen der Sonne übergossen, in ganzlichem Schweigen verweilen. Das aufgeschlagene Buch auf ihren Schoß gleiten lassend, verfolgte sie den Zug der Wolken am Himmel und beantwortete Manfreds Bemerkungen mit zerstreuter Stimme, die wie abwesend klang. Kaum begann er, ihr etwas vorzulesen, so peinigte sie schon das Eintönige seiner Stimme. Musik allein vermochte sie für einige Momente zu zerstreuen; aber selbst dieser war sie bald müde. Wenn sie trotz Manfreds Verbot zu singen versuchte, wählte sie nur ernste Kirchengesänge oder Schuberts düsterste Lieder wie „Ihr Bild“ und „Der Doppelgänger“, für die sie eine krankhafte Vorliebe hatte.

Der Arzt von Meran erklärte sich machtlos, diese fortschreitenden inneren Störungen aufzuhalten. Er riet dem Grafen, einen berühmten Spezialisten für Nervenleiden kommen zu lassen. Der gelehrte Professor untersuchte die Kranke sorgfältig und verhehlte Manfred den Ernst ihres Zustandes nicht. Das ganze Nervensystem war in seinen Grundtiefen erschüttert, und auch das Herz zeigte beängstigende Symptome. Der jungen Frau wurde viel Bewegung in frischer Luft und Zerstreuung angeraten und ihre Umgebung angewiesen, kein Mittel unversucht zu lassen, sie ihren trüben Gedanken zu entreißen. Eine Reise schien das Geeignteste zur Wiederherstellung von Marcellas Gesundheit. Manfred zögerte nicht, seiner Frau des Arztes Rat schläge mitzuteilen. Er wollte mit ihr Italien und Sizilien bereisen, um dem für sie beide nachteiligen Klima von Marienhöh zu entfliehen. Sie hörte ihn an, ohne jedwede übliche Einwände vorzubringen. Dann sagte sie zögernd:

„Ich würde gern nach Bayreuth gehen...“

Er konnte sein Erstaunen nicht verhehlen, während sie mit eigenwilliger Ruhe wiederholte:

„Ja, ich möchte nach Bayreuth! Ich fühle ein Bedürfnis darnach. Ich will die Bühne wiedersehen, auf der ich gespielt habe, noch einmal die unterirdischen Wellen des Orchesters schlagen hören und das Wehen von des Meisters Geist im Heiligtum vernehmen. Seit lange denke ich daran, und jetzt, wo ich mich stärker fühle, kommt mir der Mut, meinen Wunsch auszusprechen.“

Manfred war glücklich, willfahren zu können und ihr die erste Freude zu gewähren, die sie nach langem, düsterem Schweigen äußerte. „Vorher aber,“ sagte er, „wollen wir in Italien Kräfte sammeln, um dem Nibelungenring gewachsen zu sein.“

Von dieser Stunde an waren die Tage mit Reiseplänen ausgefüllt. Eine bedeutende Besserung machte sich in Marcellas Zustand bemerkbar. Sie ließ sich zu längeren Ausflügen zu Wagen und zu Fuß bewegen, und zwei Wochen später reisten sie nach Lugano ab.

Sie verweilten einige Zeit an den italienischen Seen. Marcella fühlte sich neu belebt. Der trübe Schleier, der ihr Gesicht gebleicht hatte, verschwand täglich mehr. Sie reisten nach Venedig, zur Stadt der glorreichen Träume und des erhabenen Schweigens. Marcella bewunderte die prachtvolle Schönheit der marmornen Paläste und der lichtstrahlenden Fluten; aber trotz allem gedachte sie fortwährend des Versprechens, das ihr Man-

fred gegeben. Das Traumbild von Bayreuth behielt selbst mitten unter Italiens Herrlichkeiten für sie den höchsten Zauber. Der Graf konnte sich einer leisen Enttäuschung nicht enthalten; aber er tat ihrer keine Erwähnung.

Anfangs Juli kehrten sie nach Marienhöh zurück, und noch einmal erschien ihnen die alte Behausung in ihrem vollen Reiz. Sie entdeckten in den verschiedenen Anlagen des Parkes manche Ähnlichkeit mit den Gärten der italienischen Patrizier. Marcella bekam wieder Luft, wie früher, unter den bemoosten, epheumischlungenen Bildsäulen Carissimis und Strabellas Arien laut ertönen zu lassen. Eines Tages wiederholte sie, wie nach ihrer ersten Ankunft in Marienhöh, vor dem Liebestempel, die Unterweltsgene aus Orpheus. Der Gang zur Schwermut schien völlig verfloren.

In Bayreuth wollte sie weder Rheingold noch die Walküre hören, Siegfried allein zog sie an. Es war ihr gelungen, zwei Zimmer in demselben Hotel zu erlangen, wo sie vor bald zehn Jahren, als sie Drüde und Erda sang, gewohnt hatte. Sie machte gleich beim Ankommen die Bemerkung, daß die kleine fränkische, von der kosmopolitischen Welt überflutete Stadt durchaus unverändert geblieben.

Sie fuhren den Hügel hinauf zu dem schwerfälligen Bauwerk aus Ziegelstein. Marcella machte ihren Mann bisweilen auf einen bekannten Künstler aufmerksam. Eine korpulente Dame, die wenig auf die Menge zu achten schien, fuhr an ihnen vorüber. Ihr regelmäßiges, etwas majestätisches Profil trat scharf hinter dem Schleier



Sans Widmer, Brienzwylser.

Sommerabend. In Berner Privatbesitz.

hervor. Rosa Sucher, murmelte Marcella.

Und sie grüßten die vorzügliche Darstellerin der Isolde.

Die Künstlerin erwiderte gleichgültig, kaum merkbar den Gruß.

„Sie muß mich nicht erkannt haben,“ sagte die Gräfin mit Bedauern.

Als sie im weihelichen Halbdunkel des Amphitheaters angelangt waren, überkam auch sie die feierliche Stimmung, die jede Unterhaltung dämpft. Schon kündete der Trompetenschall den Beginn der Vorstellung an, und gleich darauf erhoben sich aus der nun völligen Dunkelheit jene vollen, reinen, wellenförmigen Musikklänge, die keiner der Bayreuther Gäste je vermissen kann. Manfred und Marcella fühlten sich von diesen Harmonien wie umflossen und überließen sich völlig dem Zauber der jungen Siegfriedsidyllen.

Bisweilen streifte Manfreds Blick die junge Gräfin. In

Anschauen und Hören versunken, schien sie ganz im Genuß aufzugehen. Es war auch nicht die heftige Gemütsbewegung, die er eigentlich für sie fürchtete, und allmählich schwanden seine Besorgnisse.

Um lästiger Gesellschaft zu entgehen, zogen sie sich in den Zwischenakten in den nahen Wald zurück, setzten sich auf eine Bank und tauchten, im Schatten des Laubwerks geborgen, ihre gegenseitigen Eindrücke aus. Zwei Damen, in eleganter, etwas auffälliger Toilette, schritten an ihnen vorüber. Die eine blieb plötzlich vor dem Ehepaar stehen und rief erstaunt:

„Du hier, Marcella! Ich glaubte dich tot!“

Marcella erhob sich und machte die junge Dame mit ihrem Manne bekannt.

„Mina Landeck, eine Karlsruher Freundin! Du erinnerst dich vielleicht ihrer, sie sang den Amor!“

Der Graf verbeugte sich. Bald war die Sängerin im eifrigen Gespräch mit Marcella begriffen. Sie war jetzt in Berlin mit verbeßertem Gehalt engagiert und sollte nächstens in der komischen Oper eine Hauptrolle übernehmen. Hier sang sie eine der Aheintöchter. Dann erzählte sie von ihren verschiedenen Kameraden aus Karlsruhe und München, berichtete Näheres über Plaufs tragischen Tod, über Eva Bartell, die gleichfalls vorteilhaft verheiratet war. Während des Gesprächs musterte sie Marcellas Kleidung und bescheidenen Schmuck, sie mit ihren zur Schau gestellten Diamanten und Perlen vergleichend.

Ein junger Mann erschien auf dem Weg. Schnell nahm die Schauspielerin Abschied und kehrte zu ihrer Freundin zurück, worauf sie alle drei dem Festspielhaus zuschritten.

Das Geplauder ihrer ehemaligen Bühnengenossin hatte Marcella einen Augenblick ergötzt; bald aber erschien es ihr eitel und nichts sagend, wie leeres Geschwätz. Manfreds umfinstertes Gesicht betrübte sie. Sie schwiegen beide, in Gedanken versunken. Der Trompetenruf, der das Motiv des Vogelstangs wiedergab, mahnte sie zur Rückkehr.

Wie sie wieder vom Zauber der Musik hingerissen waren, verwißelte sich ihnen bald der unliebame Eindruck der vorherigen Begegnung. Bei des Waldes Rauschen und Flüstern erwachte in beider Herzen die Erinnerung an Marienhöh, und Marcella drückte leise des Grafen Hand. Es lag in diesem Druck eine geheime Abbitte, eine Ausöhnung nach dem kurzen Zwischenfall. Aber des Vogels Sang, der dem Helben Walkürens Schlaf in den Flammen verkündete, senkte in Marcellas Seele ein geheimes unerklärliches Bangen...

* * *

Als sie das Festspielhaus verließen, ging die Sonne am glutroten Horizont unter. Sie betraten mit der drängenden Menge ein bekanntes Restaurant. Marcella fühlte die Blicke aller auf sich gerichtet. Mina Landeck mußte von ihr geplaudert haben. Theaterkritiker begrüßten sie, und sie bemerkte wohl, daß bei ihrem Erscheinen ihr Name von Mund zu Mund ging, was sie mit einem gewissen Unbehagen erfüllte. Sie warf sich ihren ersten Eindruck, den sie beim Betreten des Theaters gehabt, wie ein Unrecht vor. Hatte sie nicht bedauert, als eine fremde Unbekannte mitten unter diese Menschen zu treten, die sie einst jubelnd begrüßt hatten, und war nicht der bittere Gedanke in ihr aufgestiegen: Wie schnell man doch vergessen ist!

Der Graf nahm mit Marcella in der fernsten Ecke an einem Tische Platz. Unglücklicherweise sah Mina Landeck mit einer zahlreichen Gesellschaft von Musikern und Sängern in ihrer Nähe. Die Gräfin hörte wieder ihren Namen nennen, und mit dem feinen Gehör, das die erwachte Eitelkeit verleih, vernahm sie jedes Wort der Unterhaltung.

„Sie hat wohlgetan, das Theater aufzugeben!“

„Sie hat die Stimme vollständig verloren!“

„Mittelmäßiges Talent!“

„Ihr Konzert am Starberger Hof war ein Fiasco!“

Marcellas Blick suchte ihren Mann; er konnte nichts hören, da er sich eben mit einem wiedergefundenen Freund unterhielt, den er vorher seiner Frau vorgestellt hatte. Nun konnte sie

tapfer die Folter der höhnischen Bemerkungen ertragen; dennoch drang sie in ihren Gatten, sie wieder in das Festspielhaus zurückzuführen. Mit stolz aufgerichtetem Haupt durchschritt sie das Restaurant. Als sie auf der Terrasse des Theaters verweilten, um das sterbende Tageslicht hinter der Hügelkette erlöschen zu sehen, trat eine Dame in tiefer Trauer mit königlichem Anstand auf sie zu. Ihr bleiches, scharf gezeichnetes Antlitz war von der untergegangenen Sonne mit rötlichem Schimmer überhaucht. Es war Frau Cosima Wagner. Sie reichte Marcella die Hand und lächelte.

„Endlich finde ich die verschwundene Abtrünnige wieder. Ich sollte Ihnen zürnen, daß Sie Wahnfried nicht aufgesucht haben; denn ich setze voraus, daß nicht der Graf es ist, der die Gräfin von Meran abgehalten, ihre alten Freunde zu besuchen.“

Er verbeugte sich, und Marcella teilte Frau Wagner mit, daß sie erst heute angekommen seien.

„Ich rechne für morgen abend auf Sie beide,“ fuhr diese mit ihrer wohlklingenden Stimme fort, „und wir hoffen, liebe Marcella, daß wir Sie dann zu hören bekommen, es müßte denn die Nachtigall in ihrem goldenen Käfig die Stimme verloren haben!“

Marcella blickte fragend auf ihren Mann. Er ergriff für sie das Wort:

„Es wird der Gräfin von Meran eine Ehre sein, in Richard Wagners Heim zu singen.“

„Dann hat Wahnfried Marienhöh um nichts mehr zu beneiden. Auf morgen abend neun Uhr also...“

Sie reichte ihnen die Hand, und Richard Wagners Witwe schritt in stolzer, edler Haltung dem Eingang ihrer Loge zu. Das letzte Aufleuchten des Abendhimmels verklärte ihren Kopf wie mit einem heiligen Schein, und die Trompeten auf der Terrasse schienen allein für sie zu erschallen.

Gleich bei den ersten Takt des dritten Aktes empfand Marcella ein unbefreibliches Angstgefühl. Sie gedachte der vergangenen Tage, als sie die Erda sang. Wie ehemals trat zu der durch das volltönige Gewoge des Orchesters hervorgerufenen Berausung ein physisches Unbehagen hinzu, das ihr das Emporziehen der Versenkung stets gebracht hatte. Sie war jedesmal wie vom Schwindel erfaßt, wenn sie aus der dunkeln Vertiefung an das blaufunkelnde Bühnenlicht trat. Jetzt ertönte Wotans Stimme, wie er Wala herbeirief. Der Prophetin gleich stieg auch sie beim Auf des unwiderstehlichen Gottes aus den schwarzen Tiefen ans helle Tageslicht. Die seltsamen und bezaubernden Worte klangen wie ein Echo ihrer eigenen Gedanken an ihr Ohr:

„Mein Schlaf ist Träumen,
Mein Träumen Sinnen...“

Ja, sie hatte geschlafen, und ihre ganze wunderbare Vergangenheit erwachte wieder unter dem Feuer der Bühnenrampe. Sie folgte bebend, mit starren Augen, dem Triumphzug Siegfrieds. Mit Brunhilde bewillkommte sie das göttliche Licht des Tages. In ihrem Innern schwellte das Gefühl einer seligen Freude, die Wonne eines lang unterdrückten, neu erwachten Lebens. All diese glühenden Melodien entströmten ihrem Herzen, und ihre Seele sang mit den beiden Helden die glorreiche Siegeshymne...

Der Vorhang fiel. Die stürmischen Beifallsrufe weckten sie aus ihren Träumereien. Manfred, der sie sorgenvoll beobachtete, fragte endlich: „Bist du leidend?“

„Welch himmlisch schöner Traum!“ erwiderte sie. „Ich bin glücklich!“

Während der Fahrt in dunkler Nacht machte sie ihrer grenzenlosen Begeisterung Luft. Er ließ sie ruhig sprechen, als hätte er keinen Teil an ihrer stürmischen Bewunderung. Innerlich klagte sie ihn der Kälte an.

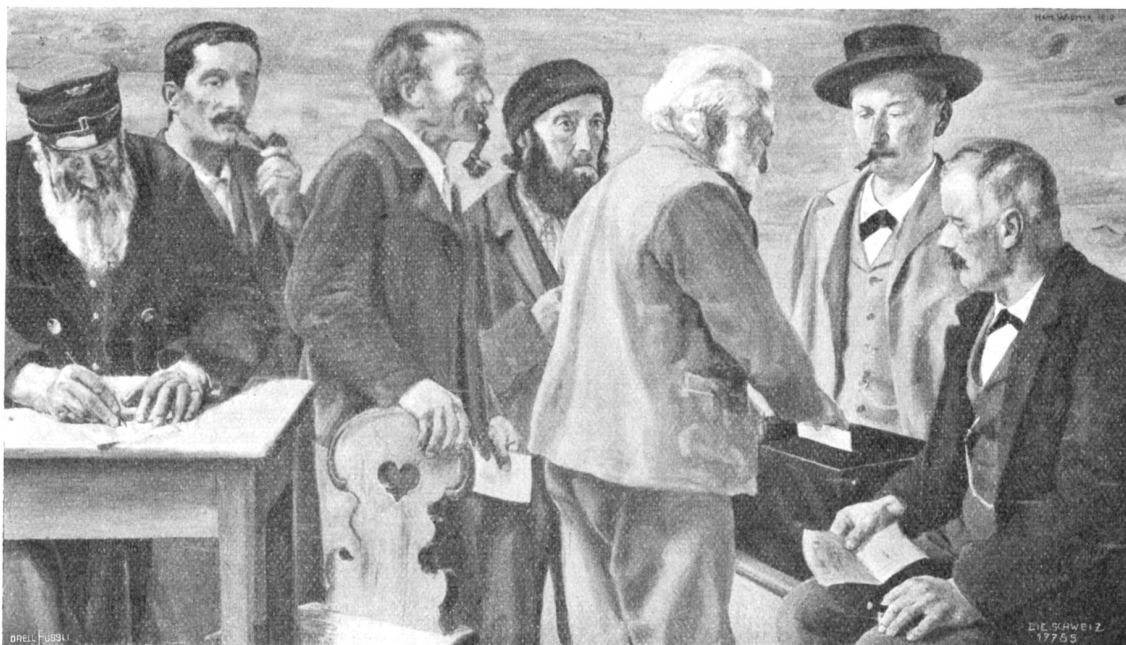
Den nächsten Tag fühlte sie sich todmüde. Manfred riet ihr, die Einladung für den Abend in Wahnfried aufzugeben oder wenigstens nicht zu singen; aber sie bat ihn flehentlich, sie



Hans Widmer, Brieghölzer.

Gemeinderatsitzung.

Im Saal des Berner Kunstmuseums.



Hans Widmer, Brienzwylser.

Der Souverän (Volksabstimmung). Im Besitz des Museums von Chur.

dieser Freude, die ein Fest für sie sei, nicht zu berauben. Sie fügte hinzu, daß sie sich für das verfehlte Konzert in der Residenz entschädigen müsse. Er gab zu allem seine Einwilligung. In der Furcht, die öffentlichen Lokale mit Musikern und Musik-

liebhabern überfüllt zu sehen und an den Schaufenstern der Läden nur Gläser in Gralsform und Stickereien mit Zeitmotiven und Wagnerbilder zu finden, blieben sie den ganzen Tag zu Hause.

(Fortsetzung folgt).

Zu den Bildern von Hans Widmer.

(Zwei Kunstbeilagen und drei Abbildungen im Text).

Hans Widmer, der Maler von Brienzwylser, ist unsern Lesern längst kein Unbekannter mehr. Vor zwei Jahren ungefähr hatten wir bereits Gelegenheit, ihn in einer stattlichen Auswahl aus seinen Werken vorzustellen. Was sich damals aus der Betrachtung seiner Bilder ergab, wird durch die heute reproduzierten bestätigt, daß wir in Widmer einen Künstler besitzen, dem vor allem getreue, schlichte Schilderung von Volk und Land, die ihm zunächst stehen, am Herzen liegt, einen liebevollen Darsteller schweizerischen, speziell berneroberschwäbischen Volkstums. Dies verdient notiert zu werden, besonders jetzt, wo das Bernervolk in Albert Anker seinen großen Schilderer verloren hat. Direkt an die in der frühern Publikation wiedergegebenen Bilder schließen die drei ersten Reproduktionen der heutigen Nummer an. Das durch seine stille Resignation eindrucksvolle Bild „Grauer Herbsttag“ ist in Stimmung und Komposition dem „Winterabend“*) nahezubringen, während das Gemälde „Sommerabend“ mit der vor die weite Ferne kräftig hingestellten Figur kompositionell an die „Sennen beim Abendtag“**) erinnert; der anmutsvolle „Vorfrühling“ aber gibt sich geradezu als Seitenstück zum „Maimorgen“***) mit dem frischen Geißhüben unter blühenden Bäumen. Eine neue Note nun bringen die beiden letzten Bilder, „Gemeinderatsitzung“ und „Der Souverän“. Hier finden wir den Künstler vor den Pro-

*) Vgl. „Die Schweiz“ XII 1908, 231. **) Ebenda S. 232, 33. ***) Ebenda S. 224, 25.

blemen der Charakterschilderung und Gruppenkomposition, und wenn schon zugegeben werden muß, daß diese Probleme noch nicht ihre völlige künstlerische Lösung gefunden haben (die Verbindung zwischen den Figuren einerseits und zwischen Figuren und Umgebung andererseits ist nicht so glücklich wie bei einigen der frühern Bilder, wo Figur und Landschaft besser zusammengekehren, kompositionell ineinander gefügt und gegen einander abgewogen sind), ein erfreulicher Wille zur Erfassung des Volkslebens macht sich hier jedenfalls besonders stark geltend. Es ist bezeichnend genug, daß gerade diese beiden Gemälde von den öffentlichen Sammlungen angekauft worden sind. Die „Gemeinderatsitzung“ ist Eigentum des Berner Kunstmuseums, der „Souverän“ (Volksabstimmung) wurde anlässlich der diesjährigen Nationalen Kunstausstellung in Zürich für das Museum in Chur erworben.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß wir auf einem so kleinen Stück Erde, wie das obere Ufer des Brienzsees ist, gleich zwei Maler haben, die mit ihrer ganzen Kunst im Boden ihrer engeren Heimat wurzeln und die doch so völlig verschiedene künstlerische Physiognomien aufweisen. Den andern, ältern von den beiden, den weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannten Max Buri freuen wir uns, in einer nächsten Nummer eingehend würdigen zu können. Bis jetzt hat die „Schweiz“ nur vereinzelte Proben seiner klaren, großzügigen, meisterlichen Kunst gebracht.

M. W.

Besuch.

Nachdruck verboten.

Skizze von Paul Altheer, Berlin.

Mit viel sagendem Lächeln reichte der Postbote dem Studenten Klaus ein rofarotes Brieflein zwischen zwei Stäben des Treppengeländers hinauf. Klaus bückte sich darnach, dankte mit

einem freundlichen Kopfnicken und betrachtete aufmerksam Schrift und Umschlag des kleinen Dinges, das er in Händen hielt. Noch als er im Zimmer war, sann er lange umsonst nach, von wem